

Die Felsentüncher von Gandhol

Aus den Reiseaufzeichnungen von Leju Atrani

16. Mirha 3422 n. Dh., Gandhol, Gästehaus

Der Weg nach Gandhol. Drei Tage ist es nun her, dass ich in Gandhol angekommen bin, dem größten der drei Dörfer, die der Ebene der Stämme am nächsten liegen; ebenso wie die anderen beiden, Hirlhit und Vilhavemh, liegt es etwa eine halbe Stunde Fußmarsch vom Zugang zur Ebene entfernt. Wie überall bekam ich zunächst misstrauische Blicke zu spüren – nördlich des Nham neigen andere Oremh dazu, mich für einen nayodischen Spion zu halten. Doch seit die Wirtin der einzigen Gaststube im Ort mein Oremh und meine umfassenden Berichte von der Situation in der einstigen Hauptstadt hörte, scheint man mir zumindest ein Grundvertrauen entgegenzubringen. Ich bekomme hier nun Kost und Logis im Gegenzug für ein Aushelfen in der Küche. Das ist schon einmal besser als das Übliche, das man mir vorschlägt – Fiare-Stallungen ausmisten gegen einen Haufen Stroh in der Stallecke für meine müden Knochen.

Über den Autor

Leju Atrani ist ein Oremh, der 3400 nach Dhim, also im Jahr, in dem das Oremh-Reich an die Nayodi fiel, in einfachen Verhältnissen in Nabak, einer Kleinstadt im Nordwesten des Landes, zur Welt kam. Als achttes Kind einer Familie von Gemüsebauern erschien ihm schon aus diesem Grund kein Leben voller Chancen und Ruhm vorherbestimmt, glaubten die Oremh doch daran, dass sich die Charakterzüge, Eigenschaften und Fähigkeiten von Kindern aus denjenigen ihrer Eltern speisten und für jüngere Kinder nur noch das zur Verfügung stand, was ihre älteren Geschwister nicht schon „verbraucht“ hatten. Doch als Lejus Eltern nach einer kurzen und komplikationslosen Geburt ihren fünften Sohn erblickten, stand ihnen der Schreck in die Gesichter geschrieben, hatte er doch fahlweiße Haut, hellblondes Haar und wässrig blaue Augen, in auffälligem Gegensatz zu seinen dunkelhaarigen und ockerhäutigen Landsleuten.

Wenig überraschend gestaltete sich Lejus Kindheit in dem kleinen Ort als geprägt von Ausgrenzung sowie seelischer und körperlicher Gewalt. Einen Lichtblick bot ihm der örtliche Adhevan-Geweihte, der bald Lejus rasche Auffassungsgabe und Talent für Zahlen erkannte und ihn ermutigte, sein Glück anderswo zu suchen, wo man sein Handeln über sein Äußeres stellte. Kaum dass er sein sechzehntes Lebensjahr vollendet hatte, verließ der zu einem langen, schlaksigen jungen Mann herangewachsene Leju mitten in der Nacht Nabak, ohne auch nur einem einzigen Familienmitglied von seinen Plänen erzählt, geschweige denn sich verabschiedet zu haben.

Nach etlichen Jahren des Umherreisens durch den Norden des Oremh-Reichs verschlug es Leju schließlich in die Ruinen der einstigen Hauptstadt Pan-Oremh, wo er im Haus des Oberhaupts einer der größten dortigen Ruinen-Kommunen, Velhjad Meral Tabhiri, erstmals so etwas wie eine Heimat und in den anderen bunt zusammengewürfelten Bewohnern der Kommune eine Gemeinschaft fand, die für ihn bald wie eine Familie war. Nichtsdestotrotz konnte er den Drang, sich gegenüber den Göttern und seinen Landsleuten zu beweisen, indem er sich selbstlos für gefährliche Unternehmungen aller Art zur Verfügung stellte, niemals ganz ablegen, und so machte er sich 3422 n. Dh. freiwillig auf den Weg zu den Siedlungen im Tavenhi-Gebirge, um für seinen Gastgeber, eine zentrale Figur im Oremh-Widerstand gegen die Nayodi, herauszufinden, wie es um das Feld der weißen Felsen und die in der Nähe lebenden Oremh stand.

Auf dem Weg von Pan-Oremh hierher hatte ich mir schon alle nur erdenklichen Szenarien vorgestellt, wie es hier wohl aussehen mag. Ich meine, was habe ich die letzten Jahre nicht alles gesehen an verschiedenen Arten, wie die nayodischen Besatzer unseres Landes Gegenden unter Kontrolle halten. Permanente Stützpunkte kombiniert mit Aufenthaltsverboten für Oremh wie um den Treppenturm in Lharet, mit strengen Ein- und Ausreisekontrollen wie in Ai Dham oder zumindest mit unangekündigten Durchsuchungsaktionen wie in den größeren Kolonien in Pan-Oremh. Nur sporadische Patrouillen, wie in meiner Heimat Nabak, aber die ist auch weit weg vom Oremh-Adel, an der Grenze zum nayodischen Kernland. Bis hin zu völligem Ignorieren einiger für ungefährlich gehaltener Landstriche, wie in den meisten der letzten Dörfer, durch die ich auf meinem Weg hierher gekommen bin. Und dem Muster, das ich zu erkennen glaubte, folgend, war ich der festen Überzeugung gewesen, bei meiner Ankunft einen dauerhaften Nayodi-Stützpunkt vor dem Eingang zur Ebene vorzufinden. Aber nichts dergleichen. Sicher, ich habe mich nicht die letzten paar fünfundzwanzig

Schritte bis durch den Eingang hindurch und in die Ebene hineingewagt, schließlich ist das der wohl bedeutendste Ort für uns Oremh überhaupt. Aber auf dem festgetretenen Pfad ließ überhaupt nichts auf militärischen Verkehr mit Wagen und schwerem Gerät schließen wie an all den anderen Orten mit dauerhafter nayodischer Präsenz. Also habe ich mich auf den Weg hierher nach Gandhol gemacht, um mehr zu erfahren.

Das Feld der weißen Felsen in der Ebene der Stämme

Bei der Ebene der Stämme, dem wohl bedeutendsten Ort für das Volk der Oremh, handelt es sich um ein von drei Seiten mit steilen Felswänden begrenztes und so einem Talkessel ähnelndes Gebiet am Fuß des Tavenhi-Gebirges, das das Oremh-Gebiet nach Westen und Süden begrenzt. Nach der Überlieferung wurde hier vor mehr als 3400 Jahren Lerathar Dhim, der legendäre Stammvater der Oremh, von den drei Göttern dazu eingesetzt, um die in der Nham-Ebene lebenden Stämme zum Volk der Oremh zu einen. Der Legende nach stand er dabei auf einer der unzähligen Steinadeln, die in einem Teilabschnitt der Ebene zu finden sind, um sich Aufmerksamkeit und Gehör zu verschaffen, und die Götter tauchten dieses Steinadelfeld dabei in ein helles Licht. Um die Erinnerung an diese Gründungsgeschichte zu bewahren, sorgen die Bewohner der angrenzenden Dörfer seither mittels Farbe dafür, dass die um die 270 Felsadeln in diesem nun „Feld der weißen Felsen“ (Oremh: *ejavelh bharenin*) genannten Abschnitt der Ebene stets in strahlendem Weiß erstrahlen.

Auch hier konnte ich weit und breit kein Zeichen nayodischer Präsenz entdecken, aber ich wollte das neu gewonnene Vertrauen meiner Gastgeber nicht gleich zu sehr mit Politik und bedrohlichen Themen beanspruchen. Also beobachtete ich die ersten Tage nur, wusch Servierplatten und Besteck, fegte die Gaststube und stopfte Matratzen mit frischem Heu.

20. Mirha 3422 n. Dh.

Die Nayodi in Gandhol. Heute, beim Abwasch nach dem Abendessen, wagte ich das erste Mal nach den Nayodi zu fragen, denn all die Tage seit meiner Ankunft war mir kein einziger Nicht-Oremh begegnet. Und nach den letzten Tagen und meinen Berichten aus der Hauptstadt schien man mir nun zu glauben, ein richtiger Oremh zu sein.

Das Feld der weißen Felsen, so erklärte man mir, läge wie auch all die Jahrtausende zuvor den Großteil der Zeit verlassen da. Der nächstgelegene dauerhafte nayodische Stützpunkt befände sich in Hirlhit, einer Kleinstadt etwa eine halbe Tagesreise südöstlich von hier. Von dort kämen hin und wieder und recht unregelmäßig nayodische Patrouillen, um in den Dörfern in ihrem Zuständigkeitsgebiet nach dem Rechten zu sehen, mal zweimal innerhalb eines Monats, dann wieder drei Monate gar keine. Allem Anschein nach war den Nayodi die Bedeutung der Ebene der Stämme entweder nicht bewusst oder sie vermuteten in ihr keine Gefahr, befand sie sich doch an einem ziemlich ländlich und abseits gelegenen Ort, der ausschließlich für die Inthronisierung neuer Stimmen Dhims benutzt wurde und so nur alle paar Jahrzehnte zum Anziehungspunkt für Oremh aus nah und fern wurde. Diese sporadischen Kontrollen hätten in ihrer Häufigkeit im Lauf der mehr als zwanzig Jahre seit Beginn der Besatzung auch nicht sichtbar reduziert oder in ihrem Muster geändert.

Die Frage nach dem Tünchen. Direkt nach dem Auftauchen der ersten Nayodi war die Beunruhigung in Gandhol, Hirlhit und Vilhavemh, den Dörfern, deren Bewohner seither für die Instandhaltung des Feldes der weißen Felsen verantwortlich waren und dies auch stets als große Ehre erachtet hatten, groß. Wie sollte man weiterhin der alten Tradition des regelmäßigen Tünchens der Felsadeln folgen können, wenn diese alles andere als unauffällig war und die Aufmerksamkeit der Nayodi erwecken würde? Bei so vielen anderen Orten mit hoher Symbolkraft für unser Volk hatte das schließlich zu keinem guten Ende geführt: Den Palast der *Stimme* in Pan-Oremh sowie alle bekannten Stammbaum-Archive unseres Volkes, ohne die wir nach dem Ende einer Dynastie nicht die nächste *Stimme* ermitteln können, hatten die Nayodi abgebrannt. Den Treppenturm von Lharet, auf dem nach der Legende unser Stammvater Lerathar Dhim den göttlichen Auftrag erhielt, dass nur er und seine nächsten Nachfahren über unser Reich herrschen dürfen, halten sie besetzt und stark bewacht. In Ai Dham, wo der Großteil der überlebenden Adelsfamilien lebt, haben sie ihren Statthalter und mehrere hundert, wenn nicht tausend Soldaten stationiert, damit erst niemand auf die Idee kommt, eine

Revolte anzuzetteln. Wenn die Nayodi nun von der Bedeutung des Felds der weißen Felsen erführen, so befürchtete man, würden sie es ebenso besetzen oder gar zerstören, und die Dörfer der Felsnadeltüncher gleich mit.

Während es in der Vergangenheit als große Ehre galt, die Felsnadeln zu tünchen, und dies von den Bewohnern der angrenzenden Dörfer im Rahmen eines großen jährlichen Fests gemeinschaftlich vollzogen wurde, stellte sich nun das große Problem, nicht nur eine Gelegenheit zu finden, um das Ganze unbemerkt durchzuführen, als auch die Personen dafür auszuwählen, saß die Angst vor den Nayodi nach all den vielen Geschichten, die es aus dem Zentrum des Reichs bis in die Dörfer schafften, doch tief. Das Tünchen direkt nach einem nayodischen Kontrollbesuch durchzuführen, wurde für zu riskant befunden, denn aus anderen Dörfern im Umkreis berichtete man, dass es sogar schon Patrouillen an aufeinanderfolgenden Tagen gegeben hatte.

So wurden Alternativen diskutiert, wie das Feld bewahrt werden könnte. Die erste war, einfach auf das jährliche Tünchen zu verzichten und darauf zu hoffen, dass die Nayodi eines Tages abzögen und man dann in Ruhe alle Felsnadeln neu streichen könnte. Aber die Mehrheit in den Dörfern war damit nicht einverstanden, denn so würden sie sich der Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe, die ihre Urahnen einst sich selbst und ihren Nachfahren auferlegt hatten, verweigern. Auch beschränkte sich das jährliche Tünchen zumeist auf das Ausbessern beschädigter Stellen oder das Nachstreichen vereinzelter Felsnadelteile, die von Natur aus schon aus recht hellem Gestein bestanden, während das ursprüngliche Tünchen aller Felsnadeln den alten Geschichten nach Jahre gedauert hatte. Und was, wenn man zwischenzeitlich eine neue *Stimme* fand, das Feld dann aber nicht für ihre Inthronisation zur Verfügung stünde?

So passierte erst ein Jahr lang gar nichts, währenddessen die Dorfbewohner erst einmal abwarteten und beobachteten. Die ersten nayodischen Kontrollbesuche fanden statt, begannen bald, sich unregelmäßig zu wiederholen. So ging ein weiteres Jahr ins Land, und bald befanden die Dorfobersten, dass bald etwas geschehen müsse, wenn das Feld nicht völlig unbenutzbar werden sollte. Und da sich ein Großteil der Dörfler nach wie vor wie in einer Schockstarre zu befinden schien, was das Tünchen anging, wurde kurzerhand auf Zwang zurückgegriffen.

Am Tag nach dem nächsten Kontrollbesuch, so hatten sie es zuvor verabredet, trafen sich die Dorfvorstände von Gandhol, Hirhit und Vilhavemh am Eingang zum Feld der weißen Felsen, um gemeinsam die in den letzten Jahren entstandenen Schäden zu besichtigen und Tünchbedarf zu ermitteln. Es stellte sich heraus, dass infolge der knapp drei Jahre Untätigkeit etwa viermal so viel ausgebessert und nachgestrichen werden müsste wie sonst. Zurück in Gandhol wurde eine Liste aller Dorfbewohner erstellt, die sich von Alter und körperlichen Fähigkeiten für die Ausbesserungsarbeiten eigneten. Von insgesamt knapp 605 Bewohnern der drei Dörfer kamen sie so auf etwa 350 Jugendliche, Männer und Frauen – *redhai* gab es dort keine. Und auf diese Liste tippten sie so lange mit geschlossenen Augen, bis sie 35 unterschiedliche Personen ausgewählt hatten.

Die Idee war nun, die ursprüngliche Feier vom Tünchen zu trennen. Während die Feier, zweckendfremdet als Großelternfeier für diejenige Familie, die jüngst in Gandhol ihr erstes Enkelkind begrüßen durfte, auf dem dortigen Dorfplatz stattfinden sollte und zur Ablenkung etwaiger nayodischer Patrouillen diente, hatten sich die ausgewählten Personen zum Feld der weißen Felsen zu begeben, um die Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen. Der Plan war, das Ganze dann grob immer dann durchzuführen, wenn eine Begehung des Feldes und eine Abwägung des entstandenen Ausbesserungsbedarfs und -aufwands mit dem damit verbundenen Risiko ergaben, dass es Zeit für ein neues Tünchen war. Mir erschließt sich diese Logik zwar nicht, aber aus irgendeinem Grund fand dieser Vorschlag in den Dörfern Anklang – wenn sich auch die Ausgewählten zunächst wenig begeistert zeigten – und wurde so in die Tat umgesetzt. So sei es seitdem etwa alle anderthalb Jahre zu einer Tünchaktion gekommen.

26. Mirha 3422 n. Dh.

Der Tünchvorgang. Ich hatte das große Glück, Gandhol zu einem Zeitpunkt zu besuchen, zu dem ein Tünchen der Felsen beinahe schon überfällig war. Und ich konnte es mir nicht nehmen lassen, mir das nicht nur mit eigenen Augen anzusehen, sondern auch dabei zu helfen. Das ist schließlich eine unglaublich komplexe und anstrengende Aufgabe, und je mehr Hände dabei helfen, umso schneller ist man fertig. Allerdings war es nicht ganz einfach, die Dorfoberen, die die Tünchvorgänge anordnen, davon zu überzeugen. Drei Tage habe ich die fünf Mitglieder des Dorfvorstands von Gandhol wieder und wieder davon zu überzeugen versucht, dass ich Mitglied des Widerstandes in Pan-Oremh und aus dem Haushalt von Velhjad Meral Tabhiri stammte und in der Unterstützung seiner Sache meine Lebensaufgabe gefunden hatte. Ich war schon fast davor, aufzugeben, als meiner Zunge das unfassbare Argument entrutschte, wenn die Götter mich schon als Oremh so bleich wie die Steinsäulen gemacht hätten, musste das etwas zu bedeuten haben. Und so fand ich mich drei Tage später im Morgengrauen inmitten einer Gruppe von zwanzig Dörflern, zum Großteil Jugendlichen, wieder, zwischen zehn Fiars beladen mit langen Stangen für den Gerüstbau, fühlbare Anspannung in der Luft.

Den Ausbesserungsbedarf hatten die Dorfobersten bei ihrer Begehung am Vorabend ermittelt, auf einer Karte des Felsenfeldes markiert und bereits eine Bearbeitungsreihenfolge vorgegeben, bestimmt nach Höhe der auszubessernden Stellen und geschätztem Arbeitsaufwand. Da die entstandenen Schäden mit den Wetterbedingungen zusammenhängen, befand sich der Großteil der zunächst zu bearbeitenden Stellen in einer dichten Gruppe von Säulen in Richtung des Eingangs zur Ebene der Stämme gerichtet, wo keine umgebenden Felswände Schutz vor den Winden aus Ostrichtung boten. So konnten wir kurz nach Sonnenaufgang damit beginnen, vor dieser Felsgruppe die Gerüste aufzubauen.

Das Ganze zog sich dann aber doch länger als gedacht. Obwohl die Jugendlichen meinten, den Aufbau von Baugerüsten im Dorf geübt zu haben, waren die dortigen Gebäude natürlich viel niedriger als die bis zu zwanzig Schritt hohen Felssäulen. Zum Glück hatte ich mich einst zwei Monate in Arlun auf einer Baustelle für ein mehrstöckiges Haus verdingt – länger hatten das meine armen lichtempfindlichen Augen nicht mitmachen wollen – und konnte so Anleitung leisten. Die meisten der Zwangsverpflichteten schienen zwiegespalten gegenüber der Regelung zu sein. Einerseits war ihnen die Wichtigkeit ihrer Aufgabe bewusst, andererseits fanden sie, dass die wechselnde Zusammensetzung der Tünchergruppe verhinderte, dass sich so etwas wie Routine und effiziente Zusammenarbeit einstellte. Aber als ich sie dann fragte, ob sie sich für mehrere Jahre freiwillig für diese Aufgabe melden würden, schwiegen sie wiederum alle. Es konnte zwar gut sein, dass jemand mehrfach als Tüncher bestimmt wurde, denn die Obersten achteten darauf, dass alle Fähigen irgendwann zum Zug kamen, aber darum zu reißen schien sich niemand.

Es war Mittag, bis das Gerüst an der höchsten Säule endlich stand; zum Glück waren die weiteren auszubessernden Säulen deutlich niedriger und das Gerüst musste für die Verlegung auch nicht in kleinste Einzelteile zerlegt werden. Bei dem eigentlichen Tünchvorgang konnte ich nicht so gut helfen, wie ich es gerne hätte. Am Nachmittag kam die Sonne hinter den Wolken zum Vorschein, und die frische weiße Farbe erschien in ihren Strahlen so hell, dass ich die Augen abwenden musste. Wenigstens gab es ständig genug zu tun mit dem Umrühren von Farbtöpfen oder dem Verlegen der Gerüste.

Die letzten Ausbesserungsarbeiten auf ebener Erde nahmen wir lange nach Eintritt der Dämmerung im Laternenlicht vor. Die Dörfler meinten, nach der Erfahrung der letzten Jahre seien die Dorfoberen sehr gut in der Einschätzung geworden, wie viele Zwangsverpflichtete sie benötigten, um die größten Schäden innerhalb eines Tages beheben zu können, denn keineswegs sollte daraus eine mehrtägige Aktion werden. Etwaige verbleibende Schäden würden auf den Zeitpunkt der nächsten Tünchung verschoben.

Auf dem Rückweg ins Dorf sprach kaum jemand ein Wort. Die meisten meiner Begleiter wohl aus Erschöpfung, aber bei mir lag es eher daran, dass ich ganz in Gedanken versunken war. Ich konnte nicht anders, als darüber nachzugrübeln, ob es nicht eine bessere Heransgehensweise an das Tünchen der Stelen gäbe. Denn

während man den Großteil der Arbeit schweigend und konzentriert getan und sich die Kommunikation größtenteils auf den Austausch von Fragen und Anweisungen beschränkt hatte, war eine gewisse Unzufriedenheit der Dörfler bei jedem Pinselstrich zu spüren, schien ihre Angst, von den Nayodi ertappt zu werden, buchstäblich hinter jeder Säule zu lauern. Aber wer bin ich, die Entscheidungen der Obersten von drei Dörfern in Frage zu stellen, Menschen, von denen jeder einzelne die Weisheit mindestens dreimal so vieler Lebensjahre in sich vereint wie ich. Es war mir eine große Ehre, beim Tünchen der Felsnadeln auf der Ebene der Stämme mitgeholfen zu haben. Morgen werde ich mich auf den Rückweg nach Pan-Oremh machen, im Gepäck jede Menge zu berichten über den Zustand der Ebene der Stämme und die Hoffnung, dass wir bald eine neue Stimme Dhims finden, die auf den frisch getünchten Felssäulen in ihr Amt eingeführt werden kann, auf dass sie unser Volk in eine bessere Zukunft frei von der nayodischen Fremdherrschaft führen kann.